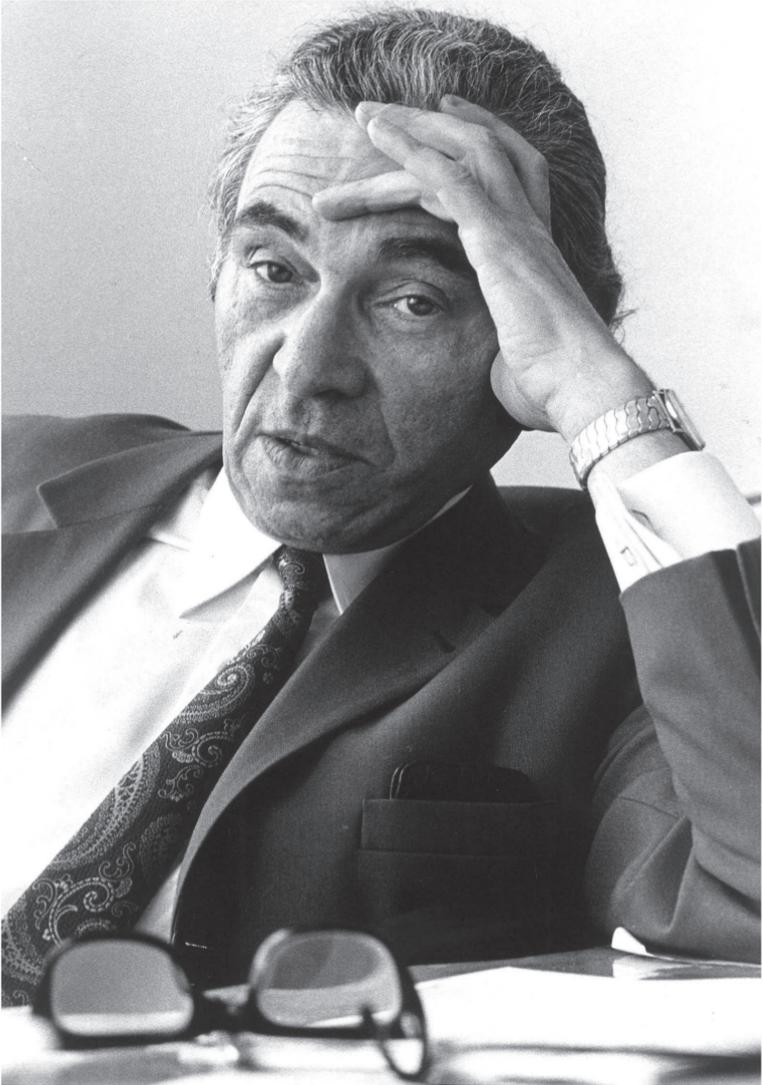


dtv



Leo Bauer 1970

© J. H. Darchinger/Friedrich-Ebert-Stiftung

MICHAEL SCHWELIEN

**Der Mann
der Schwester
meiner Mutter**

Eine deutsch-jüdische
Familiengeschichte

dtv

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Originalausgabe

© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Susanne Böhme unter Verwendung eines Fotos von
SZ Photo/Alfred Strobel

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28058-7

*Für meine Kinder
Lisa, Woody, Johnny, Tim, Greta und Klara
und meine Enkel Lionel und Daphne.
Damit ihr wisst, wo ihr herkommt.*

Inhalt

Vorwort	9
I Tante Ami erzählt	19
II Eliezer Lipa Ben Jossip David ha Cohen	44
III Im Roten Orden	51
IV Paris – »Es kann heiter werden«.	57
V Der Pakt der Teufel und der »Vertreter Gottes in der Schweiz«.	82
VI Die Verstaatlichung von Großkapital in Hessen	118
VII »Wer die Partei verlässt, verlässt auch seine Familie«.	144
VIII Kommunistisches Radio im britischen Sektor.	171
IX Im Reich der 34 000 Schritte	206
X Kreuzwendedich	214
XI Gerechte unter den Völkern	247
XII »Persönliche Abrechnung mit Walter« – und andere Träume	286
XIII Der Ritchie Boy.	314
Nachwort	367
ANHANG	
Danksagung	379
Literatur	381

Vorwort

In diesem Buch will ich vor allem die Lebensgeschichte von »Onkel Leo« erzählen. Onkel Leo war der Mann der Schwester meiner Mutter, also ein angeheirateter Onkel. Er hatte einen Doppelfehler im sogenannten Dritten Reich. Er war als Jude geboren und er ist als junger Mann Kommunist geworden. Sein Leben war eine Geschichte voller Fluchten.

Leo stammte aus einer Familie orthodoxer Juden und kam 1912 in Skalat zur Welt, etwa 150 Kilometer östlich von Lemberg. Lemberg war damals die östlichste Großstadt der K.-u.-k.-Monarchie. Es heißt heute Lviv und ist nunmehr die westlichste Großstadt der Ukraine. Leos Familie siedelte nach dem Ersten Weltkrieg in das deutsche Chemnitz um. Ihre Sitten und Gebräuche gab sie in der deutschen Industriemetropole nicht auf. Der Junge Leo wollte indes mit dem Jüdischen dort nichts mehr zu tun haben. Er ging nach Berlin, wurde Student – und Kommunist.

Als die Nazis an die Macht kamen, floh er über die Tschechoslowakei nach Frankreich. Dort koordinierte er die Flucht von Kommunisten und anderen Verfolgten aus Nazi-Deutschland. Er wurde in Frankreich interniert, floh in die Schweiz, wurde auch dort interniert, wurde wieder freigelassen, lebte in Genf und kam dort in Kontakt mit Geheimagenten aus aller Welt, auch mit denen des amerikanischen »Office of Strategic Services (OSS)«, dem Vorläufer der CIA.

Nach dem Krieg machte Onkel Leo bei der KPD Karriere in Frankfurt. Er wurde Abgeordneter in Wiesbaden und schrieb mit an der hessischen Verfassung. Von ihm stammt der Artikel 41, der sogenannte »Sozialisierungsartikel«, der die Über-

führung von Großbesitz im Bergbau, in der Eisen- und Stahlindustrie sowie im Energiebereich und dem Verkehrswesen in das Allgemeineigentum vorsieht. Auf einer Fahrt nach Berlin, wo Leo Bauer dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands Bericht zu erstatten hatte, geriet er in einen schweren Autounfall. Noch bevor er richtig wiederhergestellt war, wurde er von der Partei, der er in Treue fest diente, zur Arbeit in den Medien beordert. Nun machte Leo Karriere in Berlin. Er wurde Chefredakteur des Deutschlandsenders.

Dieser Sender wurde von den Sowjets kontrolliert, befand sich aber im britischen Sektor. Es hatte ihn bereits seit 1921 gegeben. Er war der stärkste Rundfunksender Europas. Bei der Machtübernahme der Nazis hatte sich die Redaktion der Verbreitung von deren Propaganda widersetzt.

Nach dem Krieg war es die Hauptaufgabe des Deutschlandsenders, die Propaganda der aus dem Zwangszusammenschluss von SPD und KPD in der Sowjetisch Besetzten Zone (SBZ) entstandenen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der SED, in den Westzonen zu verbreiten. 1949 wurde der Deutschlandsender zu einem reinen Hörfunkprogramm der neu gegründeten DDR. Die DDR-Zeitung *Neues Deutschland* beschrieb die politische Zielrichtung des Senders so: »In seiner Aufklärungsarbeit bekämpft er die Lügenhetze und widerlegt sie durch Tatsachen aus dem Leben der Werktätigen im östlichen Deutschland.«

Walter Ulbricht, der Mann an der Spitze des Zentralkomitees der neu entstandenen Staatspartei SED, welche auch der KPD in den Westzonen Weisungen gab, fürchtete den charismatischen, gut aussehenden und gewandt auftretenden Leo Bauer.

Weil Ulbricht Onkel Leo für einen »Trotzkisten« hielt, ließ er ihn beseitigen. 1950 wurde Leo aus der Partei ausgeschlossen und am selben Tag verhaftet. Nach langen quälenden Verhören – bei denen ihm ein russischer Großinquisitor ein Bild seines Sohnes zeigte und ihm bedeutete, er würde diesen Sohn nur dann wieder sehen, wenn er gestehe – gestand Leo Bauer alles, was man von ihm hören wollte.

Schließlich wurde er in Moskau – als »amerikanischer Spion«

und als »Trotzkist« – zum Tode verurteilt. Er wurde dort in eine Zelle gesperrt. Nach Stalins Ableben am 5. März 1953 wurde das Todesurteil zu 25 Jahren Haft in Sibirien »abgemildert«. Das hieß: Zwangsarbeit im Gulag. Mit einem Trick – in der Bundesrepublik setzte man Leo Bauer auf eine Liste deutscher Soldaten in sowjetischer Kriegsgefangenschaft – wurde er von der Regierung Adenauer freigekauft.

So kam unser Onkel zurück in die Bundesrepublik und wurde wieder Journalist. Zunächst arbeitete er für die illustrierte *Stern*. Sehr viel wohler fühlte sich Leo Bauer bei der SPD-Theoriezeitschrift *Die Neue Gesellschaft*, deren Chefredakteur er im Anschluss wurde. So näherte er sich den Sozialdemokraten an, die er in der Weimarer Republik noch als »Sozialfaschisten« bekämpft hatte, so wurde er alsbald zu einem wichtigen Berater von Willy Brandt. Bis zu seinem frühen Tod 1972 – in der Folge einer Gelbsucht, die er sich in der sowjetischen Haft zugezogen hatte – blieb er den Idealen einer gerechten, sozialen Weltordnung treu.

In diesem Buch möchte ich aber auch von seiner Frau Gitta Bauer, meiner Tante, und ihrer Schwester Maria Schwelien, meiner Mutter, die mit Mädchennamen Dubro hießen, erzählen. Die beiden haben ihre jüdische Freundin im letzten Kriegsjahr vor den Nazis versteckt. Sie wurden dafür – meine Mutter posthum – im Washingtoner Holocaustmuseum und der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, also in der »Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust« als »Gerechte unter den Völkern« geehrt. Meine im Sommer 2015 jung verstorbene Schwester überreichte mir vor zehn Jahren – als ich in einer schweren persönlichen Krise steckte – die Yad-Vashem-Medaille für meine Mutter und meine Tante Gitta mit der französischsprachigen Inschrift *Quiconque sauve une vie sauve l'univers tout entier* – Wer ein Leben rettet, rettet das ganze Universum.

Ich möchte in diesem Buch überdies von meiner Großtante Anna-Elisabeth Liedig, Tante Ami genannt, erzählen. Sie war die Schwester meiner Großmutter und hatte vor dem Krieg in Berlin für eine Metallfirma im Besitz zweier Juden – Robert Baruch und Willy Cohn – gearbeitet. Vier Jahre nach der sogenannten Macht-

ergreifung setzte sich Tante Ami nach Holland ab, die wichtigsten Firmenunterlagen ihrer jüdischen Chefs im Gepäck. In Amsterdam hat sie dann geholfen, die beiden Familien der Firmeninhaber, die Familien Cohn und Baruch, zu verstecken und zu versorgen.

Für ihren Anstand ist auch Tante Ami belohnt worden – mit der holländischen Staatsbürgerschaft. Das erfüllte sie mit großem Stolz. Die Überlebenden der Familien Cohn und Baruch, die ihren Betrieb in Rotterdam als Roba Metallurgische Handelmaatschappij weiterführen und ihn nach dem Krieg zu einer erfolgreichen, an mehreren Orten in Europa tätigen Metall verarbeitenden Firma ausbauen konnten, haben überdies für den Rest ihres Lebens für sie gesorgt. Diese Großtante hat uns Kindern am meisten über unsere Eltern in der Nazizeit erzählt. Von ihr stammen die meisten Informationen in diesem Buch.

Ich will auch von unserem »Onkel Werner« berichten. Dieser Onkel Werner – Werner Tom Angress – war nicht direkt mit uns verwandt. Er war ein Jugendfreund meiner Tanten in Berlin. Onkel Werner war ins Exil gegangen und 1939 als Farmarbeiter in den Vereinigten Staaten untergekommen. Bald nach seiner Einreise in die USA gab er sich selber den Namen Tom. Wie viele andere jüdische Exilanten aus Nazi-Deutschland meldete er sich bei der US-Army, um seine alte Heimat von der braunen Pest zu befreien. Er wurde im Camp Ritchie in Maryland zum Verhörungsspezialisten ausgebildet und landete dann – als Tom Angress – am D-Day, dem 6. Juni 1944, mit der 82nd Airborne, mit der ersten und größten Luftlandedivision der US-Army (»America's Guard of Honor«), in der Normandie.

Es war sein erster richtiger Sprung mit dem Fallschirm. Wegen eines Navigationsfehlers seines Piloten – der für diesen Fehler vor ein Kriegsgericht gestellt wurde – war Onkel Werner versehentlich hinter den deutschen Linien gelandet. Es wäre eigentlich seine Aufgabe gewesen, deutsche Kriegsgefangene scharf zu verhören, um für die Alliierten herauszufinden, welche Pläne die deutsche Wehrmacht verfolgte. Nun aber war er selber erst einmal ein Kriegsgefangener. Hätten die Deutschen herausgefunden,

dass dieser Tom Angress in Wirklichkeit ein deutscher Jude war – der Tod wäre ihm sicher gewesen. Sobald der Krieg zu Ende war, nahm sich Onkel Werner Urlaub, lieh sich einen Army-Jeep aus und fuhr nach Amsterdam, wo sich seine Mutter und seine Brüder versteckt gehalten hatten. So war er per Zufall der erste amerikanische Soldat, der Amsterdam nach der Kapitulation der Deutschen betrat.

Zuvor war er mit der Luftlandeeinheit über die Ardennen nach Deutschland vorgerückt und hatte in der *Battle of the Bulge* gekämpft, von den Deutschen Ardennenoffensive genannt, bei der drei deutsche Armeen im Winter 1944 den Westalliierten erhebliche Verluste bescherten.

Toms »All American«-Luftlandedivision mit dem doppelten »A« auf dem Ärmelabzeichen befreite nach dem Vorrücken auf deutschen Boden das KZ-Außenlager Wöbbelin bei Ludwigslust in Mecklenburg. Bei der Beerdigung der KZ-Häftlinge, zu der alle Ortsansässigen kommen mussten, so schrieb Werner – jetzt nur noch: Tom Angress –, ein junger Jude aus Berlin, dessen Vater, wie er später erfahren sollte, in Auschwitz ermordet worden war, hatte er einen SS-Offizier mit entschärfter Pistole gezwungen, aus Respekt vor den Toten seine brennende Zigarette auszudrücken.

Ich will in dieser Familiengeschichte auch in die heutige Zeit gehen und von meinem »Bruder« Kai-Alexander Moslé erzählen. Er ist genauso wenig mein leiblicher Bruder wie Onkel Werner mein leiblicher Onkel war. Kai ist der Sohn jener jüdischen Freundin, die meine Tante und meine Mutter versteckt hatten, und er ist der Enkel einer jüdischen Berlinerin namens Margot Baumgart, die wiederum die Tante von »Onkel Werner« war.

Margot Baumgart und Anna-Elisabeth Liedig waren Jugendfreundinnen, lange vor der Nazizeit, schon vor dem Ersten Weltkrieg. Mit ihrer Freundschaft fing diese deutsch-jüdische Familiengeschichte an.

Ich will überdies die Erlebnisse meines Vaters wiedergeben: Hans-Joachim Schwelien, der ehemalige Washington-Korrespondent des NDR. Mein Vater war als Jugendlicher in Berlin-Mitte Mitglied einer kleinen studentischen Oppositionsgruppe.

Die Gruppe nannte sich »Der Rote Student«. Mein Vater hat nie groß darüber geredet, er hat nur so viel erzählt: Seine Kommilitonen und er hätten nicht viel anderes getan als kleine Plakate und Flugblätter gegen die Nazis zu drucken und diese an Laternenpfähle und Litfaßsäulen zu kleben. Er sei als angehender Journalist der Verfasser dieser Texte gewesen. Im Hintergrund habe eine »richtige« Widerstandsgruppe, die »Rote Kapelle«, den »Roten Studenten« Hinweise für das sichere, richtige konspirative Verhalten gegeben.

Auf Hinweis der »Roten Kapelle« hätten die »Roten Studenten« englische Vornamen als Decknamen benutzt. »John« war der Deckname meines Vaters. Eines Tages sei ausgerechnet der Jüngste der Gruppe, ein sechzehnjähriger Schüler, von der Gestapo geschnappt worden. In diesem kriminalpolizeilichen Kader des NS-Staates dienten zu jener Zeit noch viele Mitglieder der alten preußischen Kriminalpolizei. »Und diese Polizisten«, so hat mein Vater mit einem merkwürdig anerkennenden Tonfall gesagt, »waren oft noch wirklich gute Kriminalbeamte im herkömmlichen kriminalistischen, also nicht im nationalsozialistischen, nicht im politischen Sinn.«

Die Gestapo stellte den sechzehnjährigen »Roten Studenten« vor die Wahl: Entweder du hilfst uns, deine Komplizen zu stellen, oder du endest am Galgen. Der Sechzehnjährige vermochte es nicht, diesem mörderischen Druck standzuhalten. Da der Deckname meines Vaters wegen seiner Tätigkeit als »Schriftführer« am häufigsten im Notizbuch des Wortführers der Gruppe auftauchte, hielt die Gestapo ihn, Hans-Joachim Schwelien, für den »Rädelsführer«. Er wurde der »Vorbereitung zum Hochverrat« wegen »illegaler Arbeit für eine linksstehende Organisation« beschuldigt und zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Anschluss an die Haftstrafe sollte er als einfacher »Schütze« von 1942 bis 1944 Dienst tun in der »Afrika Division 999«. Offiziell wurde diese Einheit genannt: »Strafdivision 999«.

So ist also mein Vater unter dem berühmt-berüchtigten Generalfeldmarschall Rommel in das umkämpfte Nordafrika gekommen.

Er hat mir gegenüber seine Tätigkeit bei den »Roten Studenten« wie auch die Arbeit der Gruppe bescheiden als »unbedeutend« hingestellt. Er sagte, seine Kommilitonen und er hätten doch gar nicht »viel gegen die Nazis ausgerichtet«. Für »nicht viel« war die Strafe aber gewaltig:

Eine Granate riss ihm bald nach der Landung im Gebiet des heutigen Tunesiens die halbe linke Schulter weg. Ein großer Splitter muss schräg von vorne, oben durch ihn hindurchgefahren sein. Nun hatte er zwei große Löcher im Oberkörper, eines vorne, gerade oberhalb des Herzens, das andere hinten, unterhalb des Schulterblattes – und seine Strafe für den »versuchten Hochverrat« war verbüßt, vorerst jedenfalls.

Nach dem Krieg holten unsere Eltern ihre »verlorene Jugend« nach. Sie feierten ausschweifende Partys. Es kam zu allen möglichen Seitensprüngen, Partnerwechseln und Ehekrisen. Unsere Eltern fühlten sich modern und aufgeklärt, auf jeden Fall nicht spießig, und sahen nach einiger Zeit sogar über einen Partnerwechsel hinweg. Eine meiner Tanten – ich hatte sieben, eine schwere Last! – stellte einmal auf einer Party einen neuen Gast mit folgenden Worten vor: »Dies ist So-und-so, die dritte Frau meines zweiten Mannes.«

So kam es auch, dass ich, immer wenn ich gefragt wurde, wer denn dieser Leo Bauer sei und was ich mit ihm zu tun hätte, antwortete: »Er ist der Mann der Schwester meiner Mutter.«

Tante Gitta, seine Frau und meine Tante, sowie ihre Schwester Hilde wurden mit Leo Bauer in Sippenhaft genommen, in den DDR-Knast »Bautzen« gesperrt und kamen noch längst nicht frei, als Leos Todesurteil am Ende der Ära Stalin im März 1953 zur Haft in Sibirien umgewandelt wurde. Die beiden Schwestern hielten danach ihr Leben lang zusammen. Sie waren unzertrennlich, auch wenn Ozeane zwischen ihnen lagen.

Wir Kinder sahen es, sobald wir es halbwegs verstehen konnten, immer als Glücksfall an, dass wir auf unsere Eltern wegen ihres Widerstands im Dritten Reich stolz sein konnten.

Während meiner Jahre bei der *Zeit* habe ich Fritz J. Raddatz, FJR, kennengelernt. Er kannte auch meine Eltern und erwähnt sie

in seinen »Tagebüchern«. Ich will ihn an dieser Stelle bemühen und sage mit ihm: »Ich habe ja nie 90 Millionen Widerstandskämpfer gefordert – aber ich erlaube mir festzustellen, daß Heinz Rühmann eben nicht nur ›Quax der Bruchpilot‹ spielte oder ›Die Feuerzangenbowle‹, sondern widerliche Hetzlieder gegen Churchill sang: um seine Villa im Grunewald zu haben. DAS ›mußte‹ man eben gar nicht.«

Raddatz war oft sehr schnell in seinem Urteil. Er fand verkappte Altnazis und entdeckte Überbleibsel brauner Gesinnung bei so manch einem »Gewandelten«. Unsere Eltern hatten es nicht nötig, sich zu wandeln. Sie waren »Gerechte unter den Völkern«. Sie haben sich schon als junge Menschen gegen die braune Diktatur aufgelehnt, sie haben ihren jüdischen Freunden selbstlos geholfen.

Sie haben gezeigt: Man musste kein Mitläufer Hitlers sein und erst recht kein »williger Vollstrecker« (Daniel Goldhagen), nicht einmal ein unfreiwilliger Helfer. Man konnte sich auflehnen, man konnte widerstehen; es war möglich, jemandem bei der Flucht zu helfen. Die Geschichte zeigt: Es waren nur wenige. Die Geschichte meiner Familie zeigt aber auch: Es hätten mehr sein können. Denn sie waren nur »einfache, kleine Leute« und mein Vater sagte oft, »wir haben gar nichts Großes vollbracht, wir haben nur nicht bei den Nazis mitgemacht«.

Inzwischen sind sie alle verstorben. Ich bin meines Wissens das älteste lebende Mitglied meiner Familie. Über den Mann der Schwester meiner Mutter gab es Streit unter uns Nachkommen. Die einen bewunderten ihn rückhaltlos, andere meinten, er habe auf keinen Fall etwas mit dem Jüdischen zu tun, er sei ein »überzeugter Atheist« gewesen, wieder andere meinten gar, er sei in Wirklichkeit doch ein amerikanischer Spion gewesen und hätte seine »gerechte Strafe verdient«.

Die Jugendsünden der Achtundsechziger, zu denen wir uns zählten, kann man verzeihen, die gedankenlose Übernahme der DDR-Ideologie aber, diese Sünde kann man nicht verzeihen.

Es ist höchste Zeit, den mir Nahestehenden – meinen Eltern, meinen Tanten und Onkeln – einen Nachruf zu schreiben, ihnen

ein Denkmal zu setzen. Dieses Denkmal wird nicht übermäßig poliert werden von mir. Sie waren keine Übermenschen, sie waren nicht frei von Fehl und Tadel. Ich werde auch ihre Widersprüche aufzeigen – indes will ich niemanden bloßstellen.

Ebenso muss ich den Wunsch mindestens einer KZ-Überlebenden respektieren, die nicht mehr an die »schreckliche Zeit« erinnert werden möchte, weil sie dies zu sehr »aufwühlt«.

Zu dem vorliegenden Buch gehört auch eine Schilderung des Lebens im neuen, im späteren Nachkriegsdeutschland: Wie kamen die Eltern, die Onkel und Tanten, die Juden – aktive wie nichtreligiöse – mit dem Land und dessen Menschen zurecht, von denen doch so viele immer wieder schworen, von »allem nichts gewusst« zu haben, die bis zum Überdruß behaupteten, »wir hatten doch keine Wahl, wir mussten mitmachen«, die gebetsmühlenartig wiederholten: »Was sollten wir denn machen? Wir konnten doch nicht alle emigrieren?« Wie lebten sie in einem Land, das sich bei der »Vergangenheitsbewältigung« nicht gerade mit Ruhm bekleckerte, das vielmehr gerade auch dank der völlig unzureichenden strafrechtlichen Verfolgung der Täter eine »zweite Schuld« (Ralph Giordano) auf sich geladen hat? Und wie konnten – das ist die größte Frage – deutsche Juden in das Land des Holocaust zurückkehren und hier auch noch Gutes tun?

Etliche aus unserer Familie – einige sogar an entscheidender Stelle – hatten ihren Teil daran, dass aus unserem Land trotz seiner schrecklichen Vergangenheit eine gelassene Demokratie geworden ist.

Früher war es ein Fluch, in diesem Land, in Deutschland geboren zu werden. Heute, sage ich, ist es ein Glücksfall. Auch dafür danke ich meinen Eltern, meinen Onkeln und Tanten – mit dieser »deutsch-jüdischen Familiengeschichte«.

Ich will nicht verschweigen, dass der Mut unserer Eltern, sich gegen die Nazis zu stellen, noch etwas anderes zur Folge hatte. Ich vermag es nicht genau zu benennen. Mir scheint aber – wenn es einen gemeinsamen Nenner bei meinen Verwandten gab –, dass dieser gemeinsame Nenner so etwas wie das Gegenteil von »Spie-

ßer« gewesen sein muss. Keiner der in diesem Buch geschilderten Menschen war spießig, ganz im Gegenteil. Aber was ist das Gegenteil von spießig? Ist es »unstet«? So etwas wird nicht genetisch vererbt, so etwas wird erlernt.

Mir scheint, der Nachholbedarf nach den Jahren der Haft oder der Flucht forderte einen späten Preis. Bei einigen aus dieser Generation ist aus der Suche nach der verlorenen Jugend auch Sucht nach Anerkennung und bei manchen leider auch eine unüberwindbare Sucht nach Krücken, wie dem Alkohol, geworden.

Die Verwerfungen, die so erzeugt wurden, blieben nicht ohne Spuren. Auch um diese Folgen des Widerstands gegen das Böse soll es in diesem Buch gehen.

Wenn sich jemand aus meiner Verwandtschaft daran stören sollte, dass damit alte Wunden wieder aufgerissen werden, dann bitte ich hiermit um Verzeihung.

I

Tante Ami erzählt

Es war an einem Nachmittag in den Schulferien, wahrscheinlich in den Herbstferien des Jahres 1964. Ich war bei Tante Ami zu Besuch. Plötzlich fuhr sie mich an: »Jungchen, hörst du mir überhaupt noch zu?« Ich tat es nicht. Ich hörte nicht zu. Ich las unter dem Tisch in einem Buch. Es war Ian Flemings James-Bond-Thriller *Live and Let Die*.

Ich war 16 Jahre alt und zu der Zeit wieder einmal Internatschüler. Im Internat mussten nachmittags für zwei Stunden und abends für eine weitere Stunde Hausaufgaben im *Silentium* gemacht werden. Im *Silentium* durfte man sich mit nichts anderem beschäftigen als mit Schulbüchern oder fremdsprachigen Texten. Entweder konnten wir also anhand des aufgeschlagenen Diercke-Schulatlas in unserer Fantasie Reisen durch die ganze Welt unternehmen oder wir schossen mit 007 auf böse sowjetische Agenten, tranken unsere Martinis »geschüttelt, nicht gerührt« und verführten mit ihm wunderschöne Frauen, natürlich immer nur im englischen Original – schließlich war fremdsprachige Literatur im *Silentium* erlaubt, ja, sogar erwünscht. Es gab einen weiteren Grund, auf Englisch und nicht in der deutschen Übersetzung zu lesen. Wir lasen vor allem der »Stellen« wegen, von denen alle pubertierenden Jungs schon wussten, bevor sie das Buch überhaupt in die Hand genommen hatten. Im Deutschen zieht die James-Bond-Schönheit »Solitaire« ihre »fleischfarbenen« Strümpfe aus. Man fragte sich – auch unaufgeklärt –, was denn an »fleischfarbenen« verführerisch sein sollte. Im Englischen heißt es *nude*, wenn von durchsichtigen Nylonstrümpfen die Rede ist – und *nude*, nackt, das klingt doch gleich viel erotischer.

Es war nur halb gelogen, als ich Tante Ami versicherte, dass ich ihr zuhörte. Ich hatte ihre Geschichten so oft gehört, dass ich sie wie aus der Pistole geschossen repetieren konnte. Ich kannte sie in- und auswendig. Deshalb hielt ich es so: Wenn ich bei meiner Großtante zu Besuch in Berlin war und sie ohne Unterlass palaverte (immer wieder dieselben alten Kamellen), las ich unter dem Tisch ein Buch. Ich interessierte mich nicht übermäßig für die Geschichten über meinen Vater, meine Mutter, meine Onkel und meine sieben Tanten – zuzüglich meiner Großtante Ami, die mich alle auch irgendwie erziehen wollten. Das lehnt ein 16-jähriger schon aus Prinzip ab.

Ami trug an jenem Nachmittag – wie immer zu dieser Uhrzeit – noch ihren verblichenen gesteppten, leicht seidig glänzenden grün-grauen Morgenmantel. Ihr weißes Haar war in großen Lockenwicklern aufgesteckt. Sie thronte am liebsten in ihrem übergroßen grünlichen Fledermaussessel, zu dem der Morgenmantel farblich gut passte. Auf einem »Nierentisch« – so genannt wegen der nierenförmigen Tischplatte: ihre einzige Konzession an das Design der fünfziger Jahre – stand in einem großen Wärmebehälter eine Kanne mit Ceylon-Tee. Dieser Tee wurde ihr aus Holland geschickt. Und sie wurde nie müde, das zu betonen.

»Ich beziehe meinen Tee ausschließlich aus den Niederlanden. Die Cohns schicken ihn mir immer noch regelmäßig. Du weißt doch, Jungchen – hörst du mir auch zu? –, die Cohns, die jetzt die Cohn-Baruchsche Handelmaatschappij in Holland führen, die Metallfirma, für die ich seinerzeit in Berlin als Sekretärin gearbeitet habe. Habe ich dir schon mal gesagt, was passierte, als ich mit den Firmenpapieren im Koffer über die Grenze ging?«

Sie hatte es gesagt, nicht nur ein Mal, hundert Mal.

Wie stets steckten noch zwei »Schrippen« in ihrem Tee-Muff, damit sie warm blieben. Diese Brötchen bestrich Tante Ami fingerdick mit Butter, wobei sie treuherzig meinte: »Ich muss die Butter ganz dünn draufkratzen, sonst bekomme ich noch Pickel von dem vielen Fett.«

Das »Kratzen der Butter« war wohl eine Erinnerung an den Krieg und die Zeit unmittelbar danach. Bei meiner Mutter und